

Augenblick des Zeugnisses — nicht notwendig früher — der Geist uns zu Hilfe kommen werde, dann hat er uns damit gewarnt, eigensinnig die fühlbare und wahrnehmbare Sicherheit seines Erlebnisses haben zu wollen. Unsere Aufgabe ist es, unsere Schwachheit als Zeichen seiner vollendeten Kraft zu betrachten, gegen alle Hoffnung in Hoffnung zu leben. Wer so Gott die Ehre läßt und sie nicht als seine eigene besitzen will, wer ihm sich anvertraut, glaubend, ohne zu sehen, in dem lebt und wirkt der Geist. Von außen betrachtet ist dann alles Alltäglichkeit, Nüchternheit, schlichte Pflichterfüllung, geduldiges Warten, mühsames Kämpfen in viel Anfechtung, von innen gesehen aber eine *sobria ebrietas spiritus*, eine nüchtern-klare Berausung des Geistes. Innen lebt der Geist; da leuchtet sein Licht ruhig und wie selbstverständlich, da wächst seine Kraft, noch verborgen und wie im Schlummer, so wie die Saaten wachsen, auch wenn der Landmann schläft. Wenn aber die Stunde der Bewährung da ist, dann wird — wenn wir es vielleicht am wenigsten erwarten — der Geist der Weisheit und der Kraft mit uns sein.

So wollen wir in dieser Zeit um den heiligen Geist, um den guten Geist beten, den der Vater allen seinen Kindern gibt, die ihn darum bitten. Wir wollen ihn in seiner Kirche suchen, wollen mit Maria, der Geistüberschatteten und mit Petrus, wie einst im Abendmahlsaal „einmütig im Gebet verharren“. Wir wollen Gott bitten um ein demütiges und mutiges Herz, das aufnahmebereit ist für den Geist der Freiheit und der Liebe, um ein gläubiges Herz, das nicht Zeichen und Wunder verlangt, sondern den Glauben daran, daß der lebendige Gott nicht in Gepränge, sondern in der Stille und Sammlung die Herzen seiner Gläubigen erfüllt mit dem heiligen Geist, der ewiges Leben ist.

Von der Übung des Dankens

Von Dr. Bernhard Martin, Kassel-Wilhelmshöhe

Den Anstoß, über das Danken einmal mehr als gewöhnlich nachzudenken, woraus dann schließlich die schriftliche Fassung dieser Betrachtung hervorgegangen ist, habe ich auf ebenso unerwartete wie alltägliche Weise bekommen. Ich fragte nämlich, jetzt schon vor Monaten, einen Straßenbahnschaffner, wie viele Menschen sich bei ihm wohl für seine Arbeit bedankten. Er sah mich erstaunt an und wußte anscheinend keine Antwort. „Einer von zehn?“ So wollte ich ihm helfen. Nein, das sei zuviel, meinte er. „Einer von zwanzig?“ Dazu mochte er auch noch nicht Ja sagen. Nach längerer Überlegung einigten wir uns dann auf einen von fünfundzwanzig. „Das könnte vielleicht hinkommen“, bemerkte er, übrigens ein älterer, besonnener Mann, und nach langer Zeit, als ich noch über das Ergebnis nachdachte, kam er noch einmal zu mir und sagte: „Es kommt auch vor, daß die Fahrgäste beim Einsteigen die Türe offen lassen und nachher rufen: ‚Schaffner, die Türe ist offen!‘, und wenn ich sie dann zugemacht habe, dann sagen sie auch nicht ‚danke‘.“ Mit diesem Zustand

hatte er sich, als Menschenkenner, längst abgefunden. Entspricht er damit nicht genau dem Geist unserer Zeit? Ist es nicht offensichtlich, daß sich das Danken zwischen Mensch und Mensch im großen und ganzen in die Privatgebiete zurückgezogen hat, aber nahezu geschwunden ist aus den Bezirken der Pflicht, des Berufslebens, des Müssens?

Das mit dem Straßenbahnschaffner Erlebte kam unter anderem zu Ohren eines Lehrers, der sofort leidenschaftlich für die vielen eintrat, die sich nicht bedanken. „Was? Der Mann tut doch bloß seine Pflicht! Die Schaffner, mit denen ich zu tun habe, machen ihre Sache schlecht genug! Meistens sind sie sogar ausgesprochen unfreundlich. Und dafür sollte man sich auch noch bedanken? Nein, ich — danke!“ So ähnlich lautete sein Einspruch, derart sicher vorgebracht, daß ich kein eindeutiges Widerwort wagte. Aber es fiel mir ein, daß vor nicht langer Zeit einer meiner Arbeitskameraden, ein Maschinensetzer, meinen Dank für das, was er getan hatte, grundsätzlich abgelehnt hatte, nicht unfreundlich, aber ganz durchdacht. Er täte nur, was er tun müsse, meinte er. Darin stecke also keine besondere Gefälligkeit. In der bezahlten Berufsarbeit aber sei für persönliches Danken kein Platz. Hier tue eben jeder, was ihm zustünde; entlohnt würden wir nach festgesetzten Tarifen, und in menschliche Beziehungen könnten wir uns ja außerhalb der Arbeit setzen, nicht in ihr. Denn in ihr — alles in seinem Sinn, wenn auch mit meinen Worten — wären wir ja nicht frei. Also sei Dank überflüssig, ein Requisit aus seelenvolleren Tagen.

Alle drei Äußerungen, die des Schaffners, die des Lehrers und die des Maschinensetzers scheinen typisch zu sein: aus allen dreien spricht die Mentalität des erdfesten, selbstbewußten, unmetaphysischen Menschen. Darum wird das Problem des Dankens — es ist nämlich ein solches — an ihnen leichter deutlich als an Menschen, die noch oder wieder Dank dort bekunden, wo die Vertreter der modernen Sachlichkeit ihn für deplaciert halten.

Offenbar unterscheiden die sachlich Denkenden, für die man leicht unzählige Beispiele anführen könnte, zwischen Leistungen, die der Mensch vollbringen muß, und solchen, die er ungezwungen, von sich aus, setzt. Für die an zweiter Stelle genannten soll man sich bedanken, die anderen dagegen ganz sachlich nehmen. Diese sind nun bei weitem in der Überzahl. Der Arbeiter, der Lehrer, der Angestellte, der Pfarrer, der Arzt und die vielen anderen, sie müssen ja allermeist Pflichten erfüllen, desgleichen die Hausfrau, die Fürsorgerin, die Arbeiterin, jeder berufstätige Mensch. Von geringen Ausnahmen abgesehen erhalten sie alle auch Geld für ihre Arbeit, die Entlohnung also. Und damit — dieser Gedanke verbreitet sich — sei es gut; in diese Belange Seelisches einschieben, das stört nur! —

Das ist ganz folgerichtig gedacht, und nur am eigenen Leibe erfährt man, daß es auf Kosten des Lebens gedacht ist. Würde nicht gewiß jener Lehrer, falls er wirklich Lehrer — ist, es mit Dank annehmen, daß die Eltern seiner Kinder sich bei ihm bedankten? Aber es ist nun einmal eine Tatsache, der jeder Rechnung tragen muß: In der heutigen Welt treffen wir viel zu dicht aufeinander, als daß wir stets Seelisches tauschen könnten: danken kann man darum nur in kleinerem Kreise, in diesem gewissermaßen stellvertretend. Anders scheint es gar nicht mehr möglich zu sein. Welcher überzeugende Gedanke ist denn gegen diejenigen vorzubringen, die sich in

der Epoche der Maschinen und Massen möglichst sachlich und damit einzig zeitgemäß zu geben wissen?

Betrachtet man diesen Typus allerdings einmal aufmerksam, so kommt man zu keinem überraschenden, wohl aber zu einem beherzigenswerten Ergebnis. Es handelt sich nämlich um den Typus des Menschen, der nicht nur in der Umwelt vieles sachlich nimmt, sondern auch an oder in sich selbst, sachlich im Sinne einer Versachlichung, ja, einer Entmenschlichung. Wie sich der, sagen wir persönliche Mensch im Gang der Jahrzehnte, auch im einzelnen Leben tragischerweise oft, in der Richtung des sachlichen, versachlichten, fast zur Sache gewordenen Menschen verwandelt hat und zu verwandeln droht (selbstredend niemals ganz, sondern stets nur der Richtung nach, minder oder mehr), das ist schwer festzustellen und wahrscheinlich nur dem Dichter zu sagen möglich. Wir stehen heute aber weithin bereits vor einem ganz eindeutigen Ergebnis: Weit verbreitet ist längst der Menschenschlag, der mit Wörtern wie Massenmensch oder Maschinenmensch bezeichnet werden muß, dessen Personkern schwer geschädigt erscheint und der weit mehr zum Funktionalismus neigt als zu individuellem Leben.

Die Maschine ist, den Einzelnen überwältigend, an viele nicht nur herangekommen, sondern in sie eingezogen. Mit diesem Satz, wenn er auch nicht erschöpft, kann auf eine wichtige Lebensveränderung des modernen Menschen hingewiesen werden. Weithin setzen wir uns geistig nicht aktiv, sondern passiv, nicht als Subjekte, sondern als Objekte an, als Elemente in einem großen unüberschaubaren zwingenden Getriebe, als — Rädchen in der Maschine. Und in diesem Bilde liegt, auch was das Danken betrifft, alles Wesentliche beschlossen. Das Rädchen kann nur an seiner Stelle rollen und bedarf von außen her nichts weiter als der rechten Einordnung und Umlung; zu danken braucht es keinem anderen. Wo der Mensch zum „Rädchen in der Maschine“ wird — man meine doch nicht, das sei nur bei anderen, etwa bei denen der Fall, die evidenterweise mit Technischem zu tun haben! —, da schwindet das Danken dahin. Erster Grund für den Schwund der Dankbarkeit im modernen Leben: dessen zunehmende Mechanisierung. Aber hinzu kommt ein Zweites, nicht weniger mächtig Wirkendes, ebenfalls ungemein allmählich sich Entwickelndes:

Je mehr das moderne Leben organisiert — so nennt man es paradoxerweise — worden ist, desto stärker hat sich überall auch ein Rechtsbewußtsein eingebildet, das Bewußtsein, Rechte zu besitzen, Rechte nutzen zu dürfen, Rechte erkämpfen zu sollen. In den gut 100 Jahren seit der Proklamation des kommunistischen Manifestes, um wenigstens dies zu sagen, ist die Arbeiterschaft zu einer Fülle von Rechten gelangt, die sich auf das ganze Leben erstrecken. Glücklicherweise! Denn in der zunehmenden Kapitalisierung und Mechanisierung des Lebens wäre anders gar keine Existenz möglich gewesen. Die Katastrophen schon des ersten, erst recht die des zweiten Weltkrieges haben Gesetze über Gesetze hervorgerufen, die dem ohne sie verlorenen Menschen Rechte über Rechte zusprechen, dort, wo vordem freies, gefährliches, weithin überwältigendes Schicksalspiel waltete. Es genügt hier, das Stichwort „Wohlfahrtsstaat“ zu nennen und auf das „Kassenwesen“ hinzuweisen. Der Notleidende will nicht dankenswerterweise unterstützt werden, er will sein — Recht erfüllt sehen, mindestens das auf ein Minimum menschenwürdigen Lebens.

Dieses Rechtsbewußtsein, dessen Geschichte zu schreiben gewiß eine sehr lohnende Arbeit wäre, ist heute über den Erdball verbreitet. Es hat aber u. a. zum Beispiel zur Folge, daß nur noch ein Bruchteil von Patienten sich bei den Ärzten bedankt, ja, daß nur ein Teil von „Patienten“ wirklich Patient ist; die übrigen konsumieren vermeintliche Rechte. Und wo die personalen Bezüge aufgelöst sind, da treten sich die „Organisationen“ entgegen, kämpfend für ihre Glieder, die dann für das ihnen Zukommende weder einen Grund zu danken sehen noch zu danken Lust haben. Der „Ausgebombte“, der „Heimatvertriebene“, der „Kriegsbeschädigte“ und wie sie alle heißen, sie haben begreiflicher-, sie haben legitimerweise das Kernbewußtsein von — Rechten. Aber eben dieses (nachgerade unwegdenkbare) Rechtsbewußtsein tötet die Fähigkeit des Dankens. Rechte gibt es nur auf Erden, und die irdischen Notwendigkeiten schieben sich größtenteils derart in den Vordergrund, ins Blickfeld, ins spürbare Schicksal, daß das dahinter Waltende fast mit tragischer Notwendigkeit vergessen wird.

Diese Andeutungen möchten zu Beobachtungen im sozialen Raum anregen, dürfen aber nicht zum Anlaß werden, auf irgendwen abwertend herabzublicken. Denn an dem Gemeinten haben wir allesamt teil; es ist viel weiter verbreitet, als man zunächst denkt, und das Wichtigste ist für jeden einzelnen, es in sich selbst aufzustoßern. Doch darf nicht nur, sondern muß erkannt werden, daß das mechanisierte, von Rechtsbewußtsein durchsetzte Leben das Danken eliminiert. Die drei Beispiele des Eingangs illustrieren das nur zu gut, wie sie auch im Lichte dieser Gedanken noch sprechender werden. Selbstverständlich können und müssen soziologische und psychologische Aspekte des Undankes („Mechanisierung“ — „Rechtsbewußtsein“) letztlich den theologischen untergeordnet werden. Undank ist nämlich, grundsätzlich, Sünde oder Zeichen der Sünde, Versagen auf dem Felde des ersten und zweiten Gebotes . . .

Und doch ist den Menschen der, sagen wir konsequenten Mechanisierung und des pointierten Rechtsbewußtseins nicht immer wohl. In den Augen des Schaffners (auch dies symptomatisch) zeigte sich noch die Ahnung von Zuständen, in denen der Mensch dem Menschen begegnete und nicht der Fahrgast dem Billettverkäufer. In Berlin hat einmal der Kartenkontrolleur einer Sperre einem Fremden eine Ohrfeige gegeben; er hatte sich vorgenommen: „Wenn jetzt hundert Menschen an mir vorbeigehen, ohne sich zu bedanken, dann ‚gebe‘ ichs dem hundertundersten!“ Und er tat das durchaus im Bewußtsein seiner Schuld, getrieben von verzweifelter Suche nach Menschlichkeit. Der menschliche Sinn ist nicht erstorben, es sind nur Bestrebungen am Werke, die es zu diesem Ersterben bringen wollen. Warum aber sollte Danken gepflegt, — geübt werden? Warum wünschen das in der Herztiefe sogar diejenigen, die an seiner Ausschaltung arbeiten? Das ist aus Empirie und Psychologie heraus kaum zureichend zu sagen. Es zeigt sich daran nämlich der trotz allem noch lebendige metaphysische Sinn des Menschen. Die Kraft des Dankens ist vom Innersten unseres Menschseins abhängig. Sie hängt am menschlichen Selbstverständnis, an der bewußten Gottesbeziehung. Worin besteht denn das Danken wesentlich?

Wir sprechen nicht von äußerem Verhalten, nicht von netten Sitten aus alter kultivierter Zeit, nicht von Seelenpuffern in dem sonst leider so harten Leben. Wir

sprechen von dem Dank, der Ausdruck einer Kerngesinnung, der selbst Kerngesinnung ist. Dieser Dank ist, im Anschluß an das zuvor Dargelegte gesagt, Element und Folge freier personaler Bezüge, in denen Mechanisierung und Rechtsbewußtsein überhaupt keine Rolle spielen. Woher aber stammen die „freien personalen Bezüge?“ Sie stammen, wie alles Gute, primär aus Gott und haben primär ihre Stätte in der Gottesbeziehung. So ist Dank ursprünglich, d. h. seinem Ursprung und Urgehalt nach, die selbstverständliche und positive Reaktion des Menschen auf die göttliche Liebe.

Der Mensch ist nicht aus sich selbst, sondern aus Gott. Desgleichen der Mitmensch. Desgleichen die gesamte Schöpfung. So steht das (ursprünglich) staunende Bewußtsein vor einer schier unübersehbaren Fülle von Gnaden, die die Existenz, die Existenzerhaltung, die Existenzentwicklung betreffen und sich gesunderweise nur durch Dank beantworten lassen. Adam im Paradies, Urbild von so vielem Schönen und Guten — Urbild fraglos auch des ursprünglichen und totalen Dankes! „Was hast du, was du nicht empfangen hättest!“ Dank wird erzeugt und genährt durch das Erleben der Geschöpflichkeit, durch den Gedanken an die Allmacht und Liebe Gottes, durch das Urwissen darum, daß der Mensch, wie immer seine Erdenordnung und -einordnung sei, nicht zu fordern hat, sondern nur zu empfangen vermag. Und haben wir uns selbst die Kraft gegeben, mit der wir leisten, wofür andere etwa uns zu danken haben? Ein mächtiger Chor ehrwürdiger Stimmen bezeugt das durch das Alte und das Neue Testament hindurch, in der Messe erscheint der Gedanke an hervorragend wichtiger Stelle: „Vere dignum et iustum est, aequum et salutare, nos tibi semper et ubique gratias agere, Domine, Sancte Pater, Omnipotens Aeterna Deus . . .“

Dank ist ursprünglich „die selbstverständliche und positive Reaktion des Menschen auf die göttliche Liebe“. Wie verschieden aber kann diese Reaktion sein, wie verschieden kann sie in Menschen aufleben! Dem deutschen Wort Danken z. B. ist nicht von ungefähr, vielmehr fruchtbar in Tiefen weisend, die nächste Verwandtschaft mit dem Wort Denken auch mit „Andacht“ eigen; hier wird also das bewußte Geistige betont. Das lateinische Wort gratias agere weist einerseits auf die Grazie, auf Anmut, auf Fühlbares also, hin und enthält andererseits das verbum der Tat, — eine durchaus andere Nuance! Dem Lateinischen verwandt und doch wieder ganz eigen ist das griechische Eucharistein. Nicht von ungefähr wurde es das Wort für die Feier des Liebesmahles, des christlichen Kernmysteriums. Und wie nahe ist Danken, wie immer es sprachlich sich gebe, seinem Wesen nach, dem Loben, Rühmen, Preisen! Wie kein Mensch zu sagen vermag, wo der Glaube aufhöre, wo aber Hoffnung und Liebe etwa anfangen, so wird auch niemand zu sagen vermögen, wo das Danken aufhört und Loben und Preisen beginnen. Gewiß ist, daß nur das aufmerkende Gemüt, der wachen Umwelt-, Geist- und Gottesbeziehung fähig, Dank verspürt, pflegt, erweist. Der Mensch ohne Dank ist ein Mensch ohne Seele, ohne Religion, ohne das beste Menschliche, nämlich von oben Eingeebene und als solches Gepflegte. So erscheint der Dank — im Lichte der Idee — als das Selbstverständlichste von der Welt — für die gesunde, im rechten Glauben lebende, ihrer selbst und des alles durchwirkenden Gottes bewußte Seele.

In Wirklichkeit aber läßt es die Menschheit, lassen wir Menschen es an Dank im ganzen schmähhch fehlen. Der Sündenfall, dessen Auswirkungen das ganze Leben mitbestimmen, hat auch die Kraft des Dankes in seinen Bann gezogen. Konnte denn auch eine menschliche Provinz davon ausgespart bleiben? Alle Regungen und Kräfte der Seele hängen zusammen; jede bestimmt die andere mit. So ist, wie man weiß, aus der ursprünglich anerkannten Abhängigkeit von Gott eine mehr oder minder starke Abwendung von ihm geworden. „Macht euch die Erde untertan!“, dieses Gebot wurde zunehmend unter Vergessen dessen erfüllt, der dazu nicht nur den Auftrag gegeben, sondern die Möglichkeiten geschaffen hatte. Nun, hierher gehört keine Geschichte des Vergessens Gottes in der Menschheit, wohl aber der Hinweis darauf: Gott ist weithin nicht nur in dem Sinne des Nicht-mehr-an-ihn-Denkens vergessen worden, sondern auch in dem andern, demzufolge das An-ihn-Denken kraftlos, ohne Enthusiasmus, ohne heilige Wirkkraft bleibt. Das hiermit Angedeutete kann man in heutiger Zeit, wenigstens im Abendlande, geradezu mühelos beobachten, in der „christlichen“ und in der christlichen Umwelt und wohl auch in sich selbst, hier bei genügendem Maßstab besonders. Man kann da trauriger Tatsachen gewahr werden, denen nur mit starker Glaubenskraft standzuhalten ist:

Es gibt in unseren Tagen geradezu ungeheuerliche Schwierigkeiten in der angestrebten Verwirklichung des Dankens. Dieses erfordert immer die bewußte Gottesbeziehung, dazu den Glauben, daß alles uns zuteil Werdende zu unserem Besten sei oder sein könne. Wie, wenn dieser Glaube erstorben, verschüttet, in hoffnungslose Erstarrung getrieben worden ist? Es leben nur zu viele, deren Seelen nicht die geringste Resonanzkraft für die Wahrheit von der Vorsehung Gottes haben, denen Worte wie Gnade, Glaube, ewiges Leben buchstäblich nichts besagen, die in der mechanisierten oder sonstwie überwältigenden Welt-ohne-Gott total aufgehen. Es gibt sogar solche Menschen, die da (etwa) sagen: „Ich habe mir die Existenz nicht gegeben und bin vorher nicht gefragt worden, ob ich sie wünschte. Ich lehne die Verantwortung für die Konsequenzen ab. Diese trägt allein das Wesen, das mich in die Welt gesetzt hat, nicht ich!“ Wer so sprechen oder denken kann — und es wäre gerade für die im Glauben Lebenden gut, sie verstünden auch eine solche Seelenart und -haltung —, den erreicht keine Einladung, zu danken. Er erfährt seine Existenz nicht als Geschenk und vermag erst recht ihr Schweres nicht im Glauben — dankbar anzunehmen. Es ist summa summarum nicht so, als brauche uns bloß die rechte Lehre vom Danken vorgetragen zu werden, und schon vermöchten wir alle in zureichender Dankhaltung zu leben. Dank und Undank hängen im Lebensgesamt und sind, so oder so, minder oder mehr, konstitutiv geworden. Konstitutionen aber ändern sich gemeinhin langsam und schwer. Freilich können wir an der Änderung arbeiten, und das gute Wort zwischen Mensch und Mensch ist nie ohne Wirkkraft. Das Entscheidende jedoch kann jeder nur in sich selbst tun (oder wirken lassen). Wäre das nicht so, es stünde um die Menschheit und in ihr unvergleichlich anders, als es der Fall ist. Selbst die mächtigsten Vorbilder reißen die träge Welt nicht oder kaum nach. Wie schwer, wie unmöglich ist es, ein „alter Christus“ zu werden! Die in diesem Abschnitt skizzierten Widersetzlichkeiten wirken eben größtenteils auch in den Menschen bonae voluntatis und erscheinen nur sozusagen rein an ihren

— reinen Trägern. So ist denn das Danken eines der Übungsfelder, die in der imitatio Christi zu bearbeiten sind und auf denen dem immer wieder ins Wirkfeld der Erbsünde abstürzenden Erdenwesen Auftrieb abgewonnen und Verklärung eingegeben werden muß. Dieses Übungsfeld aber läßt sich von zwei Seiten aus betreten, erstens von der Gottes-, zweitens von der Menschenbeziehung her.

Mit dem Danken nämlich steht es genau so wie mit dem Lieben. Das Gebot der Gebote fordert, obzwar konstituierend ein erstes dem zweiten voranstellend, mit der Liebe zu Gott zugleich die Liebe zu den Menschen (dem „Nächsten“ — aber wer ist denn kein „Nächster“?), und wer in beiden zu wachsen trachtet, der erfährt, daß sie zutiefst nicht zwei, sondern eine einzige sind. Es gibt keine Gottesliebe, die sich nicht auch im Menschenbereich auswirkte, und es gibt keine Liebe im Menschenbereich, wobei hier sinngemäß die selbstlose Liebe, die Agape gemeint ist, die nicht wesentlich auch Gottesliebe wäre und diese mitstärkte. So wird durch die unmittelbare Pflege der Gottesliebe mittelbar die Menschenliebe mitgebildet und umgekehrt durch die unmittelbare Pflege der Menschenliebe mittelbar die Gottesliebe. Alles, was ist und lebt, steht durch den gemeinsamen Ursprung in Gott in tiefster Wesensverwandtschaft. Das zeigt sich auch auf dem Felde des Dankens.

Auch hier ruft der Dank, der Gott unmittelbar gilt, die Dankbarkeit dem Mitmenschen, ja, allem, was ist, gegenüber auf, und wiederum umgekehrt: es nährt sich der Gott geltende Dank mit aus der betätigten Übung des Dankens in der irdischen, vornehmlich in der menschlichen Welt. Dabei ist die Pflege des Dankens Gott gegenüber, auch wenn sie in Gemeinschaft, auch wenn sie kultisch-liturgisch geschieht, mehr Sache des Inneren, der Besinnung, des „sursum corda!“, die Pflege des Dankes Menschen gegenüber, auch wenn sie zunächst vielleicht vornehmlich in Gefühl, Gesinnung, Innenhaltung auftritt, doch mehr eine Sache der Gemeinschaft, des Sozialen, der Wendung nach außen. Das Wahrbild des Kreuzes, das so vieles, ja, alles erschließet, es erschließt auch diese Relationen: das Gotteslob, der Gottesdank, sie leben gewissermaßen in der Vertikalen, der Menschendank dagegen lebt gleichsam in der Horizontalen, und aus Vertikaler und Horizontaler besteht das Kreuz, aus dem keine von beiden herauszudenken ist, weil sie, mit verschiedenen Funktionen, wesentlich eines sind.

Niemand kann sich plötzlich, gewaltsam, überhaupt eigenmächtig zu höheren Graden der Reife emporreißen als zu dem, auf dem er jeweils steht. Wohl gibt es wunderbare, gnadenhafte, mächtige Wandlungen, die als unmittelbarer Einbruch höheren Waltens erscheinen, doch um sie läßt sich allenfalls beten; menschlichem Zugriff sind sie entzogen. Dagegen ist unser — von morgens bis abends betretbar — das Arbeitsfeld der Übung. *Gebete des Dankes* stehen in großer Zahl zur Verfügung, und die dankende Seele wird nie ganz unschöpferisch sein, wenn sie in diesen ihren Dank Gott bekundet. *Die Liturgie* läßt in reichen, überreichen Strömen oder Formen zu gemeinsamem Danken ein; wer sich ihr hingibt, wird in den Chor der Dankenden aufgenommen, den Christus anführt. Hinzu käme als Drittes die Übung des Dankens durch *Betrachtung oder Beschaulichkeit*, in denen Wahrheiten tiefer als sonst erfaßt und Wesenszüge lebendiger als sonst verwirklicht werden können.

Die drei genannten Formen der Übung des Dankens gelten vornehmlich dem

Danke, den wir Gott darbringen wollen; sie stärken aber gewiß auch die Kraft des Dankens, das unmittelbar dem Mitmenschen zuteil werden kann und zuteil werden sollte. Es ist ja der gleiche Bewußtseinskern, die gleiche erwachende Seele, die das eine und das andere leistet, die in der einen und in der anderen Form des Dankes lebt. Wer Gott dankt, nicht nur mit Mund und Gebärde, sondern im Keimgrund des Herzens, der sieht auch die Mitmenschen ganz anders an als derjenige, dem unmittelbar kein göttliches Licht auf den Lebensweg fällt, d. h. der das darauf fallende nicht gewahrt. Denn es gibt ja im Seelisch-Geistigen Krankheiten, die durchaus als Analoga zu Blindheit und Taubheit des Leibes auftreten. Der Dank an Gott weckt und nährt den Dank an die Menschen in dem Maße, als er selbst, und nicht nur seine irdische Form, wirklich und lebendig ist. Das kann beobachtet, kann erfahren werden. Denn in der Gottesbeziehung entfaltet sich die menschliche Person, und die also entfaltete Person besitzt auch den Sinn für andere und somit die Kraft des Dankes. Die Kraft des Dankes ist also eine der vielen Gaben, die uns „von oben“ zuteil werden und für die wir — zu danken haben.

In der „Nachfolge Christi“ (III. 17) stehen die Sätze: „Willst du, daß ich im Finsternen wandle, so preise ich dich in der Finsternis. Willst du, daß Licht mich umgebe, so preise ich dich im Lichte. Würdigest du mich des Trostes, so lobe ich dich. Versetzest du mich in Trübsal, so lobe ich dich nicht minder in der Trübsal“. Diese Sätze, ein wunderbares Bekenntnis des gläubigen Beters, zeigen in ihrer Prägnanz so deutlich wie nur möglich, wo die Quelle des Dankes zu suchen und wo sie verläßlich allein wirksam ist, im Glauben nämlich, in der wachen, bejahenden, demütigen Beziehung der Seele zu Gott.

Zu Unrecht wird der Glaube oft blind genannt. Gewiß, er sieht nicht in die letzten Gründe und verharret insofern im Vorhof möglicher letzter Erkenntnis. Was aber manche „aufgeklärten“ Kritiker an diesem Glauben zu beanstanden haben und was sie gegen ihn als vermeintlich Ungenügendes ausspielen, das zeigt an, daß sie selbst sich noch nicht einmal im Vorhof dieser Erkenntnis befinden, sondern die Welt- und Schicksalsrätsel innerhalb der Empirie für ganz durchschaubar halten, rationalistischer, als sie es sich eingestehen mögen. Nein, der Sinn des Glaubens richtet sich auf die Urwirklichkeit des göttlichen Waltens, in welcher der Sinn auch all dessen verwaltet und verbürgt wird, was dem irdischen Auge unsinnig erscheinen kann. Seit Job, wenn nicht noch länger, lebt im glaubenden Menschen die Ahnung des Sinnes des scheinbar Unsinnigen; erst recht lebt sie oder kann sie leben im glaubenden Christen. Nur dann und dort, wo wir das Bewußtsein der Personalität, der Kreativität, der göttlichen Liebe, der göttlichen Erlösung wahren und durchtragen, vermögen wir Dank zu entwickeln in Situationen, in denen der natürliche Mensch keine positiven Deutungen und Reaktionen mehr kennt. Allerdings stellt sich Dank an Gott im Ertragen oder Meistern von Schwerem und Schwerstem als eine übernatürliche Regung anders dar als Dank im irdischen Bereich für jene Erfahrungen, die uns unmittelbar wohl tun und die nur natürliche Regungen erzeugen.

Von hier aus ergäben sich manche Linien auf das Feld pastoral-theologischer Arbeit. Denn in vielen Fällen geht ein unmittelbarer Appell an solchen Seelen, die dem Glauben, also dem Dank entfallen sind, wirkungslos vorbei. Danken lebt

nicht aus sich; es ist Folge, Frucht und Zeichen des Lebens im Glauben. So käme denn für den, der in der Kraft des Dankes zunehmen will, alles zu dem oben Erwähnten hinzu, was mit der „Vermehrung“ des Glaubens, mit der „Stärkung“ der Hoffnung und mit dem „Entzünden“ der Liebe zu tun hat. Nur die des rechten Selbst-, Welt- und Gottesverständnisses fähige Seele kann danken (wobei „Verständnis“ in keiner Weise auf Reflexionen und Rationalismen deutet; „unentwickelte“ Kinder können u. U. das Verständnis besitzen, Hochgelehrte u. U. seiner erman-geln). Darum auch sollte das Danken, wie es z. B. in Benediktinerklöstern bewußt geschieht, stellvertretend geleistet und geübt werden, nämlich für diejenigen mit, die dafür vorderhand nicht zu gewinnen sind. Aus der Menschheit *als solcher*, aus der Kirche *als ganzer* muß Dank aufsteigen, und immer mit im Gedanken an die, „die deiner Barmherzigkeit am meisten bedürfen“ (zu denen sich vorsorglich allerdings jeder einzelne Beter am besten stets mitrechnet . . .).

Das (dem Wesen nach unendliche) Übungsfeld des Dankes läßt sich aber außer von der Gottesbeziehung her auch von der Menschenbeziehung her betreten und beleben, indem wir den Mitmenschen gegenüber so oft, so reich, so stark Dank dar-leben, wie wir es vermögen. Unwirksam und im tieferen Sinne bedeutungslos bleibt auch hier selbstverständlich jede leere Form. Wirksam ist allein das jeweils der Seele lebendig Einwohnende und Entströmende. Kann man die Einwohnung, kann man das Strömen unmittelbar schulen und üben? Gewiß. Denn die Aufmerksamkeit läßt sich in jeder Lebenslage noch stärker auf den Mitmenschen richten, als wir es tun, und das Grundverhältnis, in dem wir zum Mitmenschen stehen, läßt sich stets tiefer erfassen, als es je und je geschieht. Und hier ist ja Fundgrube oder Quellgebiet des Dankes.

Freilich gibt es einen Grundunterschied zwischen der Welt des Gott im Him-mel und der Welt des den Mitmenschen geschuldeten oder darzubringenden Dan-kes. Gott können wir nämlich, grundsätzlich, für schlechthin alles danken, auch für Bitterstes und Ärgstes, falls wir im Glauben das Ja dazu finden. Menschen hingen-gegen vermögen wir nur für das uns von ihnen zukommende Gute zu danken, woge-gen wir sie bei dem Bittersten und Ärgsten allenfalls als Werkzeuge des Höch-sten, nicht aber als zu persönlichen Dank verpflichtende Wohltäter erfahren und nehmen können. Das Gebot der Liebe, schließlich sogar der Feindesliebe, enthält nichts Widergesundes. „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ hat Chri-stus gesagt. Von einem Dank-dem-Feind gegenüber kann nicht die Rede sein . . .

Um an das eingangs Gesagte anzuknüpfen: dem Mitmenschen gegenüber kommt Dank in Betracht für die freiwilligen und für die unfreiwilligen Leistungen, die er uns bietet. Die freiwilligen entbinden zumeist den Dank spontan, und es ließe sich daran nur die besinnliche Pflege der personalen Beziehungen knüpfen. Denn wie ein Blitz die schwarze Nacht aufreißen kann, so vermag an einer einzelnen Hand-lung, ja Gebärde, ein persönliches Verhältnis als ganzes in abgründiges Licht zu rücken. Der Dank von Person zu Person findet umso mehr Nahrung, je wacher er erlebt wird. Woraus sich ohne weiteres ergibt, daß hier ein unerschöpfbares Übungs-feld sich bietet, und was man auf ihm tun kann, ist je und je so augenblicklich, so ein-malig, so überraschend, daß dazu im voraus, in allgemeiner Form kaum etwas ge-

äußert werden kann, aber auch nicht geäußert zu werden braucht. Eigentlich ergibt sich alles aus dem Liebesgebot, wie ja schließlich Dank nur eine Form der Liebesäußerung sein dürfte . . .

Und wie steht es um die unfreiwilligen Leistungen? Da ist vor allem zu sagen: die objektiven Ordnungen des Lebens, in denen wir heute stehen, müssen nüchtern gesehen und anerkannt werden. Es gibt kein Zurück aus der technisierten Welt, kein Zurück in eine Lebensweise, in der je und je Mensch und Mensch sich persönlich begegneten, versorgten, erfuhren. Es muß also mit dem mächtigen, entpersönlichenden, offenbar viele überwältigenden mechanistischen Geiste gerechnet werden. Desgleichen mit allem, was oben mit dem Stichwort „Rechtsbewußtsein“ dargetan wurde. Nicht dadurch kann heute Dank geweckt werden, daß Recht abgebaut, Not geschaffen, Bettlertum ins Leben gerufen würde (die Beispiele wirklich und stellvertretend-bildlich gemeint). Und in der übervölkerten Welt von heute, gar in deren Großstädten, kann der Mensch nur großen- und größtenteils am anderen Menschen vorbeileben. Umso wichtiger sind die Gelegenheiten zu persönlichen Begegnungen, wie sie in den Eingangsbeispielen sich zeigten, und an ihrer Nutzung hängt hier fast alles.

Das mechanisierte, durchrechtete Zivilisationsleben ist des Einzuges von Seelischem, Menschlichem, Geistigem, Göttlichem sehr bedürftig, und hier hat der Einzelne Gelegenheit über Gelegenheit, zur Durchseelung, zur Durchmenschlichung, zur Durchgeistigung, zur Erfüllung mit Göttlichem beizutragen. Eigentlich hat man es, auch wenn einem, im Sinne heutiger Medizin gesprochen, „gesunde“ Menschen begegnen, überraschend oft mit solchen zu tun, die, im tieferen Sinne, „unter die Räuber gefallen“ sind und derjenigen Hilfe bedürfen, die seinerzeit oder nach Christi Gleichnis der barmherzige Samaritan geleistet hat. Sie beginnt, dem Fremden gegenüber, u. a. mit dem Danken, und dürfte sich größtenteils sogar im Danken erschöpfen. Ist dieses echt, d. h. wird in die Beziehung von Fremden, die sich zunächst kaum etwas angehen, Seelenwärme, Stimme der Persönlichkeit, Gemeinschaftsgeist hineingetragen, so ändert sich im Kleinen die Welt. Eine Welt, in der nicht einer von fünfundzwanzig, sondern in der ein jeder dem Schaffner dankte, eine Welt, in der ein jeder dem Lehrer seiner Kinder (trotz allem!) dankte und der Lehrer beide verstünde, billigte, mitmachte, eine Welt, in der ein jeder Arbeitskamerad einem jeden anderen dankte auch und gerade für das, was er ja doch tun — muß, ein solche Welt wäre in hohem Grade der heutigen Ungeistigkeit und Unchristlichkeit enthoben, und es wäre in unscheinbarer Art geradezu unabschätzbar viel Liebe in sie eingezogen. Das bedarf gar keiner Erläuterung, und daraus ergibt sich ohne weiteres, was dem Einzelnen je und je zufällt. Und würde Christus, wenn er uns hierüber spräche, anders schließen, als am Ende der Geschichte vom barmherzigen Samaritan zu lesen ist: „So gehe hin, und tue desgleichen“?
